

Bettag

Autor(en): **Schweizer, Walter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **28 (1938)**

Heft 38

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-647809>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Betttag

O großer Gott! Heut kniet ein Volk vor Dir,
Das treu bewahrt Du hast auf seinen Wegen,
In Frieden, Glück und Freiheit leben wir,
Gib uns, o Herr, auch ferner Deinen Segen!
Des Landes Früchte reifen und der Wein,
O laß doch bald auch wieder Friede werden!
Du kannst es, Vater, denn die Macht ist Dein,
Und Dein ist alles, alles hier auf Erden;
Beschütz' auch jetzt mit treuer starker Hand,
Mein liebes freies Schweizerland!

Wo Gottesliebe nicht die Herzen weicht,
Dem Guten und der Wahrheit stets zu dienen,
Da ist nur Haß und Ungerechtigkeit,
Und Brudermord und rauchende Ruinen — —
Der Stolze blickt mit Bier nach fremdem Gut,
Die starke Faust — sie schlägt den Schwachen nieder.
Nimm weg, o Herr, des alten Hasses Blut,
Dann blüht das Glück für alle Völker wieder.
Und gib, o Gott, mit Deiner Liebeshand
Den Frieden und das Recht bald jedem Land.

Von ferne blinkt der Alpen Silberlicht
Hernieder auf die herbstlich bunten Auen,
Wir knien und flehn: O Gott, verlaß uns nicht!
Du bist die Kraft, auf die wir fest vertrauen!
Und jedes Gottestind, das sehnet sich nach Dir,
Und strebt nur Dir, dem Lebensquell entgegen.
Für Deine Treu' und Liebe danken wir;
Gib uns, o Herr, auch ferner Deinen Segen,
Und schütze stets vor jeder Feindeshand
Mein liebes freies Schweizerland! Walter Schweizer.

Steinbrech

Von Otto Zinniker

Auf der Rückkehr von einer Bergwanderung stieg ich in meinem Heimatstädtchen zu einem Besuche ab. An dem heißen Hochsommernachmittag war der Ort wie ausgestorben. Ueber dem vielhundertjährigen Kopfsteinpflaster der Gassen und Gäßchen, über das wir als Buben barfüßig getollt waren, flimmerte der Sonnenglast. Von eisengeschmiedeten Trägern grüßten die altvertrauten Schilder über den Portalen: hier der blinkende Stern und die Brezel des Bäckers, dort ein Becher im grünen Kranz, ein güldener Dohse und ein schwarzer Rabe. Noch standen in der Ringmauer der kraftvoll aufgeführte Pulverturm und die Münzprägstätte, und noch immer trug die Seitenfront des Rathauses in rotgestrichenem Rieg die Wappen der einstigen Handwerker und Zünfte.

Nach einem kurzen Rundgang verfügte ich mich in eine Speisewirtschaft an der Hauptgasse. Ich lehnte mich, der einzige Gast zu dieser Stunde, lässig an die getäfelte, mit Kupferstichen geschmückte Wand, zog bedächtig an meinem Stumpen und grub in alten Erinnerungen. Vorn beim Fenster saß das Servierfräulein; es arbeitete an einer Häkelei, prüfte zuweilen den Pegelstand in meinem Glas oder gähnte auf den leeren Platz hinaus.

Unterdessen erhielt die Gaststube weiteren Besuch. Es war ein weißhaariger Herr zwischen sechzig und siebzig, der, vom überhellen Sonnenlicht in den halbdunklen Raum tretend, sich angestrengt umschaute. Ich erkannte ihn sofort. Es war Herr Reutener, mein einstiger Lehrer für Deutsch und Geschichte in der Sekundarschule des Städtchens, den ich seither nur flüchtig gesehen hatte. Herr Reutener setzte sich an den benachbarten Tisch und bestellte, was die meisten betagten Männer zu bestellen pflegen, einen Zweier Burgunder. Von meiner Ecke aus hatte ich Gelegenheit, ihn unauffällig zu betrachten. Ich stellte mit Betrübniß fest, daß er nur noch der Schatten des früheren Herrn Reutener war. Seine einst in Begeisterung erstrahlenden Augen hatten eine eigentümliche Leere im Blick, und jeder Zug in dem wie ein Winterapfel verrunzelten Gesicht war gewissermaßen von Geröll verschüttet. Der einstige Seelenschwung und die anfeuernde Stoßkraft seines Temperamentes waren wie von Neuschnee überweht. Ich zweifelte sehr daran, ob Herr Reutener seinen heutigen Schülern noch von den Taten des Odysseus erzählte.

Durch die Maske des Alters aber sah ich den früheren, den wirklichen Herrn Reutener. Damals, als ich selber noch zu seinen Füßen saß, stand er auf der Mittagshöhe des Lebens. Jede von ihm erteilte Stunde war ein kleines edles Kunstwerk, eine Lei-

stung von innen heraus. Alles schulmeisterlich Pedantische war aus seiner Umgebung verbannt; seine Schüler behandelte er wie jüngere Freunde, in die er die selbstverständliche Erwartung setzte, daß sie sich im späteren Leben bewährten. Mit peinlicher Gewissenhaftigkeit achtete er darauf, daß von seiner Seite keinem jemals Unrecht widerfuhr. Der Sohn des Straßenwischers, der mit geflickten Hosens die Schulbank drückte, galt ihm mindestens soviel wie das Herrchen aus der Fabrikantenvilla. Wir alle, die wir im Hassen und Lieben noch freigebig waren, vergötterten ihn wie einen Helden.

Aber was war in den zwanzig Jahren aus Herrn Reutener geworden! Wenn er von seinem Burgunder schlückelte, gewahrte ich mit erschreckender Deutlichkeit die zerstörten Linien seines Mundes. Einer solchen Vergrämtheit war ich überhaupt noch bei keinem Menschen begegnet. Etwas Dunkles und Trauriges schob sich mir vor die Augen. Schwer büßte ich es, alte Erinnerungsstätten aufgesucht zu haben.

Mittlerweile überlegte ich, wie ich mich mit Anstand aus dem Staube machen könnte. So einfach war das nun freilich nicht; denn auf einmal bemerkte ich, daß Reuteners Blicke suchend an mir herumtasteten. Möglicherweise war er mir bereits auf der Spur, sodaß ein Auskneifen nicht mehr geraten schien.

Unversehens stand ich neben ihm und nannte ihm meinen Namen.

„So so? Auch wieder einmal hiesig?“ machte er.

Ich setzte mich an seinen Tisch, was er ohne sichtliche Freude oder Ueberraschung zu Notiz nahm. Die Begegnung ließ ihn kalt. Gleichsam auf Umwegen, durch Schutt und Dornicht, brachte ich ihn dorthin, wo ich ihn haben wollte: zu einer seiner Deutschstunden von anno dazumal. Kraftvoll wie rüchiges Bauernbrot oder wie die Speise des Lebens sei das gewesen, versuchte ich ihn aus seiner Abgestorbenheit aufzurütteln. Aber die Anerkennung berührte ihn nicht, vielmehr wischte er sie mit einer Handbewegung, der man das Mürrische auf hundert Schritte ansah, von sich weg. Vorbei. Gewesen!

Um ein anderes Thema anzuschlagen, leitete ich das stockende Gespräch auf den heutigen kulturellen Stand unseres Volkes. Vielleicht, daß er in diesen Köder biß.

Und wie biß er zu! Sein Gesicht verfärbte sich plötzlich, und zornvoll legte er los:

„Unser Volk ist bedenklich auf den Hund geraten. Von seinen Dichtern und Künstlern will es nichts mehr wissen, dafür